

darum Franz Werfel aus religiöser Ergrißtheit heraus, daß der Mensch, der niemals vor den Zimmenten zusammenbrach, auch niemals wahrhaft gut ist. Die Fanatiker, die ihren Leib in religiöser Bewußtheit zerpfeifen, vergehen in wonnigster Freude. Man lese die ekklesiastischen Konfessionen in der Sammlung Bubers, um das einzige Glück derer zu begreifen, die physisch das Opfer ihres religiösen Ueberwallens werden. Mit Recht betont Konstantin Deslerreich (in seinem Vortrag in der Kantgesellschaft „Die religiöse Erfahrung als philosophisches Problem“ 1915) den hohen ethischen Wert ihres religiösen Erlebens. Zeiten religiöser Hochspannung, wie etwa die des Chassidismus, haben gerade in der Freude die vollkommene Erfüllung ihres gottesdienlichen Zieles gesehen. Wer auch die fröhlichen Darstellungen, die jüdische Völker (wie die Urmexikaner) von ihrer Gottheit machen, finden nur so ihre Erklärung: denn wie kämen Menschen dazu, gerade das Grausige und Schreckliche zu jenen übermächtigen Wesen zu verdichten, dem sie sich mit ganzer und freudiger Seele hingeben, wenn nicht das Bildwerk des Gottes den Beschauer furchtbar — wie eben die Gottheit ist — erschüttern sollte, um seine ganze und freudige Demut um so mächtiger zu erregen? Und es liegt durchaus im Sinne unserer Auffassung, daß hier, wie so oft in den Religionen, die an die Welt und die überlieferten Anschauungen assimilierten Menschen erst durch eine tierisch-leibliche Furcht hindurch zur menschlich-intellektuellen Emporgelassen werden. Und war es auch anders möglich, als daß diesen Völkern die religiöse Betätigung reinste Befriedigung und seligste Freude gewährte? Jahraufende hindurch kann ein Volk nicht in ewigem Schrecken leben. Furcht und gar Furcht vor den ausbrechenden Naturgewalten allein kann nicht die Voraussetzung der Religion bilden.

Ist demnach Religion die erste wahrhaft kosmische Bewußtseinsverfassung, die den Menschen aus dem Chaos der Ureindrücke emporträgt, dann muß auch die Quelle der Erkenntnis mit aller Mannigfaltigkeit ihrer Ausstrahlungen in ihr beschlossen sein. So gesehen, ist Religion nicht ein geheimnisvoller reistischer Kreis innerhalb der großen, vom Wissen erforschten oder erforschten Seelenwelt, in den der menschliche Verstand doch einmal, wie in einen dunklen Erdteil, wird eindringen können; Religion ist aber auch nicht ein Bezirk der Seele, der in der Endlichkeit unseres Erkenntnisvermögens seine stolz-unverletzliche Berechtigung neben dem scharf abgegrenzten Wissensbezirk findet. Alle Abkehr vom Mythisch-Religiösen, alle Streitigkeiten um Glauben und Wissen hatten in dieser Auffassung ihren Ursprung. Religion ist vielmehr die ausschließlich grundlegende Regung des zum intellektuellen Selbstbewußtsein erwachten Menschen. An jener Stelle des ungeheuren, ewigen Prozesses, da die lastende Furcht von der schöpferischen Freude durchbrochen wird, damit das Individuum bestes, da gleichsam der unirdische Funke der menschlichen Seele, von der furchtbaren Wucht der Erscheinungen erregt, als Freudegefühl zu eben diesen bedrückenden Erscheinungen der Seele hinüberspringt, um aus dieser Verschmelzung das religiöse Bewußtsein zu schaffen: an dieser Stelle muß eine Art Erkenntnis mit ursprünglicher Gewalt wie ein erster Augenaufschlag emporblitzen und damit auch das Wachgefühl eines Erkenntnisvermögens, das die Erscheinungen seelisch bewältigen kann. Jede frühere physische Entwicklung des Menschen hätte die unterste Grenze eines embryonalen menschlichen Denkens noch nicht erreicht. Sonach liegt der Ursprung des Erkenntnisdranges — objektiviert: der Wissenschaft — durchaus im Religiösen. Aber auch umgekehrt: dort, wie die Religionen den Glauben an Wahrheit fordern, wollen sie reine Erkenntnisse verkünden, die von denjenigen der Wissenschaft

der Art nach nicht verschieden sind. Es gibt eben keine verschiedenen Erkenntnisformen, denn es gibt nur eine Wahrheit.

Zur Frage der zionistischen Frauenvereine.

Zu den Ausführungen in Nr. 25 und 27 der „Selbstwehr“, die — von so verschiedenen Gesichtspunkten sie auch die Frage behandeln — doch wie ich glaube, ihren Kern nicht treffen, möchte ich noch folgendes sagen:

Wir haben sehr viele sehr gute Zionistinnen. Aber wir haben keinen rechten Frauenverein und ich glaube sogar, wir werden ihn nie haben. Ein Frauenverein als solcher ist eigentlich ein Unding, und es ist kein Zufall, daß gerade die besten Frauen sich vom Parteileben zurückziehen und ihren Zionismus anders zu betätigen suchen, als in Vereinen und Versammlungen. Es liegt dies wohl nicht so sehr an den bestehenden Organisationen, so viel oder so wenig sie immer leisten mögen. Die Frau ist einmal kein Parteimensch und soll es auch gar nicht sein. Wir brauchen und verlangen anderes von unseren Frauen, als die sachverständige Leistung einer Debatte oder ähnlichen Erfordernisse eines verwendbaren Vereinsmitgliedes, und zu diesem andern wird sie kein Verein erziehen. Das Phantastische, Gefühlsmäßige, Unsystematische der Frau, das tiefinnerliche Erfassen von Dingen und Menschen, die Unfähigkeit, vom rein Persönlichen zu abstrahieren macht sie zur Vereinsarbeit so ungeeignet. Im Verein wird die lebendige Idee zu lebendiger Betätigung. Das ist noch kein Beweis für die „unmachgibige Jüdenheit“ der Frau und Mirjam Scheuers Beurteilung ist einseitig und ungerecht. Schließlich ist es ja doch die Frau gewesen, die Peer Gynts großen Krummen besiegte.

Es ist zweifellos immer ein Erfolg, wenn sich ein neuer Verein konstituiert. Denn wie jede Volksbewegung, brauchen wir immer mehr und immer neue Menschen. Gewöhnlich ist aber mit der Begründung eines Frauenvereines auch schon dessen Höhepunkt erreicht und überschritten. Die weitere Entwicklung nimmt immer den gleichen Verlauf. Die Begeisterung des Augenblicks, die ein eindringendes, überzeugendes Referat so leicht entzündet, läßt bald nach. Der Verein wird zu einer anfangs noch verpflichtenden Gewohnheit, nach und nach aber nurmehr eine lästige Verpflichtung. Die Frauen — man muß hier wohl mit dem Durchschnitt rechnen — haben selten genügend Initiative und Organisationsstalent, um wirklich praktische Arbeit zu leisten. Und für die sogenannte innere Arbeit fehlt ihnen der gesunde Geist, die „schöpferische“ Intelligenz. Daher kommt es, daß der Verein gewöhnlich sich an einen führenden männlichen Geist anflammt und untergeht, wenn dieser ihn verläßt. Die sich immer gleich bleibenden Referate über das ewig gleiche Thema, die sich endlos wiederholenden Debatten reichen nicht hin, die Daseinsberechtigung des Vereines zu beweisen, wenn auch noch so viel ehrliche Arbeit darin stecken mag. Wenn sich ein kleiner Kreis auf gleicher Bildungstufe stehender Mädchen zusammenschließt, um hebräisch zu lernen und geistig zu arbeiten, so werden sie sicher viel eher ihren Zweck erreichen.

Man könnte hier einwenden, daß dies nicht nur bei den Frauenvereinen zutrifft. Das ist zweifellos richtig. Aber einmal ist die Vereinstätigkeit an sich viel eher Sache des Mannes. Und dann besteht so ein Männerverein in der Regel aus einer Gruppe junger Leute, die die gleiche Beschäftigung, die gleichen Interessen und das gleiche Ziel haben und schon aus diesem Grunde für eine gemeinsame Arbeit, für eine Gemeinsamkeit überhaupt, viel eher in Betracht kommen. Die Zusammenlegung der Mädchenvereine hat sich als nicht sehr glücklich erwiesen. Denn jede Frau — sei

sie nun Studentin, Komptoiristin oder die am meisten verpönte „Hausstochter“ — betrachtet ihren Beruf als den vorbildlichen und ihre Beschäftigung als den allein richtigen Grund, eine ihr zugeordnete Arbeit zurückzuweisen, während die Ablehnung der andern — mag sie auch noch so berechtigt sein — gewöhnlich als Ausrede angesehen wird. Darum wäre aus praktischen Gründen eine Teilung nach den Berufszweigen sehr zu empfehlen.

Es ist richtig, daß der Verein ein bestimmtes Ziel, eine ganz konkrete Arbeit haben mußte. Nicht gerade — wie dies vorgeschlagen wurde — eine Sammlung für den Nationalfond. Wer z. B. eine ganz systematische und großzügige Ausgestaltung der N. Z.-Arbeit in Böhmen, die in einer geradezu beispiellosen Weise darniederliegt. Wenn man unsere N. Z.-Ausweis mit dem aller andern Länder vergleicht, so wird das beschämende Ergebnis einem sehr deutlich zeigen, eine wie gründliche Abhilfe hier notwendig wäre. Eine solche Tätigkeit würde gleichzeitig den Kontakt mit den bestehenden Provinzvereinen herstellen, die mehr oder weniger an den gleichen Uebeln franken, wenn ihre Existenz überhaupt mehr ist, als eine mythische Sage. Damit wäre auch für sie ein Betätigungsfeld gegeben. Und solcher Arbeiten gibt es unzählige. Auch die praktische Arbeit für Palästina, das heute kein „hohes, vielleicht nie zu verwirklichtes Ziel“ mehr ist, wie Fräulein Sellner meint, sondern eines, dessen Erreichbarkeit außer Frage steht und nur von uns und dem Ernst unserer Arbeit abhängt.

Müssen es denn aber gerade Frauenvereine sein? Ich würde es am richtigsten finden, wenn sich junge Menschen, arbeitswillige und vor allem zuverlässige Menschen, zusammenfinden würden; nicht mit unzähligen verschwommenen Plänen, sondern mit der festen Absicht, eine ganz bestimmte Arbeit wirklich durchzuführen. Gerade im Zusammenwirken junger Burken und Mädchen, im Wettstreit, der den Einsatz der ganzen Kraft erfordert, würden die besten Resultate erzielt werden. Solche Vereine gibt es ja auch heute schon, wie etwa den Jüdischen Turnverein, der gerade im Kriege gezeigt hat, was dann auch die Mädchen zu leisten vermögen. Und mit dem Erfolg wächst Lust und Fähigkeit. Aus einer Arbeit würde sich die andere ergeben, es würden sich immer neue Möglichkeiten bieten und vielleicht könnte so eine Arbeitsgruppe etwas von dem verwirklichen, was man sich unter der so vielfach mißbrauchten „Gemeinschaft“ vorstellt. Eine solche Vereinigung würde dann auch weitere Kreise interessieren. Für wirkliche Arbeit kann man Propaganda machen. Unsere Mädchenvereine sterben aus. Denn die alten Mitglieder ziehen sich zurück, und auch die neu eingeführten, die oft mit dem besten Willen hineinkommen, sehen keinen Weg, der diese Widernis von unklaren Reden, unwirklichen Arbeiten, fleischlichen Streitigkeiten, diese Fülle von undurchführbaren Vorsätzen zu durchdringen geeignet wäre. Und ich habe noch keinen Mädchenverein gesehen, in dem die Idee stark genug wäre, die großen Gegensätze zu überbrücken.

Unsere Zionistinnen müssen keine Frauenrechtlerinnen sein. Denn der Zionismus hat ihnen alle Rechte gegeben. Sie müssen sie nicht erst erkämpfen und können darum ihre ganze Kraft und Energie daran setzen, sie zu verteidigen. L. W.

Rundschau.

Der griechische Erzbischof in Jerusalem über die jüdischen Palästinaabstrebungen.

Der griechische Erzbischof in Jerusalem Porphyrios hat an den britischen Gouverneur von Jerusalem ein Schreiben gerichtet, in welchem er seine und

treibt uns der Rückschlag der Enttäuschung immer genau soweit von der Wirklichkeit ab wie der erste Schwung des Wahns. Wir müssen versuchen zu der normalen Gemütsverfassung zu kommen, wo wir deutlich die Gefahr für uns sehen und vermeiden können, ohne gegen die Ursache der Gefahr ungerecht zu sein. Wir sind immer von Natur versucht, Europa in seiner eigenen Münze heimzuzahlen und Verachtung mit Verachtung, Böses mit Bösem zu vergelten. Aber das hieße wieder einen der schlimmsten Charakterzüge Europas nachahmen, der sich in seinem Betragen gegen die Völker zeigt, die es als gelbe oder rote, braune oder schwarze Rassen bezeichnet. Nur weil wir uns vor unserer eigenen Schwäche fürchten, die sich durch den Anblick der Macht überwältigen läßt, versuchen wir, eine andere Schwäche an ihre Stelle zu setzen, die uns blind macht gegen das, was den wahren Ruhm des Wesens ausmacht. Erst wenn wir das Europa wahrhaft kennen, das groß und gut ist, können wir uns wirksam vor dem Europa bewahren, das niedrig und habgierig ist. Man wird leicht unbillig in seinem Urteil, wenn man dem menschlichen Gend gegenübersteht, — und man wird pessimistisch in seinen Theorien, wenn das Herz leidet. Aber nur der kann an der Menschheit verzweifeln, der den Glauben an die höhere Macht verliert, die ihr wieder Kraft gibt, wenn sie am kläglichsten darniederliegt, und die aus ihren Ruinen neues Leben weckt. Wir müssen nicht verkennen, daß im Westen eine lebendige Seele ist, die einen stillen Kampf kämpft gegen die ungeheuren Organisationen, unter denen Männer, Frauen und Kinder zermalmt werden, weil ihr Mechanismus keine geistigen und menschlichen Gesetze kennt — eine lebendige Seele, deren Gefühl sich nicht ganz abtunpfen läßt durch die gefährliche Gewohnheit, rücksichtslos gegen die Völker zu verfahren, für die ihr die natürliche Sympathie fehlt. Der Westen hätte sich nie zu der Höhe erheben können, die er erreicht hat, wenn seine Stärke nur die Stärke des wilden Tieres oder der Maschine wäre. Das Göttliche in seinem Herzen leidet bei den Wunden, die seine Hand der Welt schlägt, — aus diesem Schmerz seiner besseren Natur fließt der geheime Balsam, der all jene Wunden heilen wird. Immer wieder hat er gegen sich selbst gekämpft und die Fesseln gelöst, die seine eigenen Hände um hilflose Glieder gelegt hatten; und wenn er ein großes Volk mit dem Schwerte zwang, das Gift, das er ihm bot, zu trinken, nur um schnöden Geldgewinn, so rüttelte er sich doch selbst auf zur Erkenntnis seiner Tat und suchte, sie wieder gutzumachen. Dies zeigt, daß an scheinbar öden, unfruchtbaren Stellen verborgene Quellen von Menschlichkeit fließen. Es zeigt, daß der wahre Kern seiner Natur, der all diese Feigheit und Grausamkeit überleben kann, nicht Selbstsucht ist, sondern Ehrfurcht vor selbstlosen Idealen. Wir würden sowohl Europa als auch uns selbst unrecht tun, wenn wir sagten, es hätte den modernen Osten nur durch die bloße Schaustellung seiner Macht bestritten. Durch den Rauch der Kanonen und durch den Staub der Märkte hat das Licht seiner sittlichen Natur hell geleuchtet und uns das Ideal sittlicher Freiheit gebracht, das tiefere Grundlagen hat als gesellschaftliche Konventionen und dessen Wirkungsbereich die ganze Welt ist.

Der Osten hat durch seine Abneigung hindurch instinktiv gefühlt, daß er viel von Europa zu lernen hat, nicht nur in bezug auf die materiellen Mittel seiner Macht, sondern auch auf ihre inneren Quellen, die dem Geist und der sittlichen Natur des Menschen angehören. Europa hat uns gelehrt, daß wir neben den Pflichten gegen die Familie und den Stamm höhere haben gegen die Allgemeinheit; es hat uns die Heiligkeit des Gesetzes gelehrt, das die Gesellschaft unabhängig macht von der Laune des einzelnen, ihr dauernden Fortschritt und allen Menschen in allen Lebenslagen gleiches Recht sichert. Vor allem hat Europa in jahr-

hundertlangem Leiden und Kämpfen das Banner der Freiheit hochgehalten, der Freiheit des Gewissens, der Freiheit des Denkens und Handelns, der Freiheit für seine Ideale in der Kunst und Literatur. Und weil sich Europa unsere tiefe Achtung erworben hat, ist es so gefährlich für uns geworden da, wo es schwach und falsch ist, — gefährlich wie Gift, das man uns in unsere beste Speise mischt. Es gibt eine Rettung für uns, auf die wir hoffen können: wir können Europa selbst als Bundesgenossen anrufen im Kampf gegen seine Verführungen und gewaltsamen Übergriffe; denn da es immer sein sittliches Ideal hochgehalten hat, an dem wir es messen und seinen Abfall ihm nachweisen können, so können wir es vor sein eigenes Gericht fordern und es beschämen, und solche Scham ist das Zeichen wahren Selbststolzes.

Doch wir fürchten, daß das Gift wirksamer ist als die Speise, und daß das, was sich heute als Kraft äußert, nicht Zeichen von Gesundheit, sondern vom Gegenteil ist. Wir fürchten, daß das Böse, wenn es so ungeheure Formen annimmt, einen verhängnisvollen Zauber ausübt, und wenn es auch sicher durch sein abnormes Mißverhältnis das Gleichgewicht verliert, so ist doch das Unheil, das es vor seinem Sturz anrichtet, vielleicht nicht wieder gutzumachen.

Daher bitte ich euch, habt die Kraft des Glaubens und die Klarheit des Geistes, einzusehen, daß der schwerfällige Bau des modernen Fortschritts, der durch die eisernen Klammern der Nützlichkeit zusammengehalten wird und auf den Rädern des Ehrgeizes rollt, nicht lange halten kann. Es werden sicher Zusammenstöße kommen, denn er muß auf den Schienen der Organisation laufen, er kann seinen Weg nicht frei wählen, und wenn er einmal entgleist, entgleist mit ihm der ganze Wagenzug. Es wird ein Tag kommen, wo er in Trümmern fallen und zu einer erschütternden Verkehrshemmung in der Welt werden wird. Sehen wir nicht schon jetzt Anzeichen davon? Hören wir nicht eine Stimme durch den Lärm des Krieges, durch das Hagelgeschrei, das Jammern der Verzweiflung, durch das Aufstöhnen des unsagbaren Schmutzes, der sich jahrhundertlang auf dem Boden der modernen Zivilisation angesammelt hat, eine Stimme, die unserer Seele zuruft, daß der Turm der nationalen Selbstsucht, der sein Banner des Betrugs frech zum Himmel wehen läßt, ins Schwanken geraten und mit gewaltigem Krach zusammenstürzen wird, durch seine eigene Masse herabgezogen, so daß seine Fahne den Staub küßt und sein Licht erlischt? Meine Brüder, wenn die roten Flammen dieses gewaltigen Brandes prasselnd ihr Gelächter zu den Sternen schicken, seht ihr euer Vertrauen auf die Sterne und nicht auf das vernichtende Feuer. Denn wenn dieser Brand sich verzehrt hat und erlischt und einen Aschenhaufen als Denksäule zurückläßt, wird das ewige Licht wieder im Osten leuchten — im Osten, wo das Morgenlicht der Menschheitsgeschichte geboren ist. Und wer weiß, ob nicht dieser Tag schon dämmert, ob nicht am östlichen Horizont Asiens die Sonne schon aufgegangen ist? Dann begrüße ich wie die Sängere meiner Vorfahren das Morgenrot dieser östlichen Sonne, die bestimmt ist, noch einmal die ganze Welt zu erleuchten."

Zur Frage der zionistischen Frauenvereine.

Zwei Entgegnungen.

Als vor wenigen Wochen der Artikel Wirjam Scheuers in stillschweiger Glattheit zu weiteren Auseinandersetzungen lockte, hielt ich es, entgegen wortreichen Erwägungen für nützlicher, Angriffe durch Resultate der Wirklichkeit abzuwehren. Die Ausführungen aber, die in der 29. Nummer der „Selbstwehr“ erschienen sind, kann ich, die an leitender Stelle eines

Frauenvereines steht, nicht ohne Worte der Erwiderung verhallen lassen.

L. W. sagt: „Wir haben sehr viele, sehr gute Zionistinnen, aber wir haben keinen rechten Frauenverein“, um nur wenige Zeilen weiters zu behaupten: „Es liegt dies nicht so sehr an den bestehenden Organisationen.“ Wo aber, wenn wir gute Zionistinnen haben und unsere Organisationen nicht schlecht sind, liegt das Uebel, von dem seit Jahren gesprochen wird, das niemand deutlich bezeichnet und das diejenigen, die sich für die Durchführung organisatorischer Umwälzungen befähigt halten, hohnlächelnd umkreisen? Wir selbst ist es vollständig klar, daß die Schuld an Mißständen nie die Organisationen als solche, sondern immer die Frau im Einzelnen trifft. Die größte Last dieser Schuld aber tragen wiederum gerade diejenigen, die meist selbst aus der Schule unserer Organisationen hervorgegangen, in nicht immer ganz zutreffendem Gefühl der Ueberlegenheit, ihre Schaffenstraft einfach aus dem Parteilieben ausschalten und mit kritischem Vergnügen Unzulänglichkeiten zu enthüllen trachten, statt sie mit liebevoller Hand silgend zu erhasen. Die Ursache eines solchen, von Selbstwehren nie ganz freien Zurückweichens in sich selbst oder in einen Kreis weniger Bevorzugter, ist meist die Folge eines nicht geringen Mangels an sozialem Empfinden. Auf diesen Mangel stützt sich dann die Unfähigkeit, über das Genußnis der weniger intellektuell oder nicht initiatorisch Wirkenden hinaus, die eigene Persönlichkeit dem Willen zur Gemeinschaft urbar zu machen.

L. W. spricht unseren Organisationen — „ein Unbding“ nennt sie einen Frauenverein — jede Daseinsberechtigung ab. Vereinstätigkeit sei „eher Sache des Mannes als der Frau“, hauptsächlich deshalb, weil die sich zusammenstehenden Männer „in der Regel die gleiche Beschäftigung, die gleichen Interessen und das gleiche Ziel haben“. Gewiß kann die Nähe der beruflichen Beziehungen Gemeinschaft festigen. Gerade aber da liegt das Bedenken nahe, daß Bestrebungen, die dieser im Individuum selbst wurzelnder Berührungsmomente bedürfen, bald in Vereinsmeierei münden werden. Menschen, die in aufrichtiger Verwirklichung einer Idee leben, erstehen Bindemittel aus gemeinsamem Wirken.

Unser höchstes Ziel ist Palästina und in dem Ringen nach dessen Erfüllung müssen wir, und darin sehe ich die größte Aufgabe unserer Organisationen, jüdische Frauen aller Stände, trotz ihrer heterogenen Getrenntheit, zu inniger Gemeinschaft zu einen suchen.

Die Grenzlinien zwischen dem Frauenverein wie er besteht und dem als Idealfall gedachten — ich halte es keineswegs für ausgeschlossen diese Grenze mit selbsthergebrachten Willen um ein Wesentliches zu überschreiten — ist bisher sehr gezeichnet. Allein der tiefe Wille, unserer Bewegung mehr und mehr Frauen und in diesen neue, unverbrauchte Arbeitskräfte zuzuführen, adelt selbst jene, von Frauenmännern allerdings nur selten ganz loszutrennenden kleinlichen Zerwürfnisse, die mit Unrecht oft die seichte Quelle wezenszerstörender Angriffe bilden.

Unsere Organisationen müssen wir, über Einwände und Mißerfolge hinweg, in nieermüdender Opferfreudigkeit erhalten und erweitern. Mit viel Duldsamkeit aber müssen wir, uns selbst wandelnd, Unzulängliches zu wandeln lernen. Nicht Vereinsmitglieder dürfen wir sein, deren, in irgend einem Amt ehrsüchtig entfaltete Tätigkeit, gleichzeitig mit diesem, erlischt. In eindringlicher Klarheit muß es uns zur Gewißheit werden, daß die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit die Wichtigkeit differenzierter Parteilichkeit entkräftet. Unsere Organisation soll und darf keinen Selbstzweck vertreten. Wir wollen ein Teil, eine Stufe sein eines Ganzen, eine Stufe für diejenigen, deren nationales Fühlen und Streben wir wecken und

denen wir helfen wollen den Weg nach Zion zu finden. Was wir an sonstiger praktischer Arbeit leisten können, scheint mir gering angesichts dieses Zieles.

Grete Straschnov.

Nur ungern, nicht aus eigener Initiative, veröffentlichte ich diesen Versuch, einige Punkte in dem zuletzt geschriebenen Artikel über die Frage zionistischer Frauenvereine zu widerlegen. Denn eigentlich ist es meine Ansicht, daß jeder Verein eine nur für ihn gültige Leitung verlangt und alles, was bisher über das Thema gesagt wurde, sehr wichtig und nützlich war, daß man aber noch lange Wochen Artikel veröffentlichte, ohne den entscheidenden, alle Probleme lösenden Weg finden zu können. Denn die Unzulänglichkeit unserer Vereine und unsere ganze rastlose Unzufriedenheit ist gewiß nicht wie Mirjam Scheuer meint, unserer Toleranz zuzuschreiben, sondern hat gewiß viel tiefere Gründe, die hier zu erörtern nicht am Platz wäre. Ich weiß also, daß auch ich nichts Bahnbrechendes zu sagen habe und schreibe diese Zeilen nur um zu begründen, daß Frauenvereine so notwendig sind wie die der Männer und um zu beweisen, daß die meisten zionistischen Mädchenvereine der Provinz wirklich und wahrhaftig bestehen und sich ebenso mühen und sehnern, das Vereinsleben zu heben, wie die Vereine der großen Städte.

In dem Artikel über zionistische Frauenvereine der Nr. 29 der „Selbstwehr“ heißt es, daß jede Volksbewegung Vereine unbedingt braucht, denn durch sie gewinnt die Bewegung immer mehr und neue Menschen. Die erste Aufgabe der Vereine ist es also, die Ideen der Bewegung möglichst zu verbreiten und Menschen, besonders junge Menschen, für sie zu ziehen, so daß diese sich ihr mit ihrer ganzen tätigen Kraft anschließen. Wenn dies die Vereine wirklich leisten, ist meiner Ansicht nach schon ein großes Stück praktische Arbeit getan und auch die Notwendigkeit der Frauenvereine begründet, da die Frau, genau so wie der Mann zuerst für die Idee gewonnen und dann für sie erzogen werden muß. Wir müßten uns daher klar darüber werden, daß auch Vereine, die nur erzieherisch tätig sind, ihren Wert und ihre Daseinsberechtigung haben. — Ferner sagt der Verfasser des erwähnten Artikels, daß es in der Regel Männervereine gäbe, die aus einer Gruppe von Gleichgesinnten bestünden. Dies ist doch wohl nur bei akademisch gebildeten, jungen Leuten der Fall und auch da gibt es scharfe Interessensunterschiede, wenn die Zahl dieser jungen Leute eine gewisse Grenze überschritten hat. Und alle die tausend anderen sozialen und nationalen Vereine halten ihre Mitglieder doch nur durch die Idee, durch ein mehr oder weniger greifbares Ziel zusammen. Ist aber einmal ein Ziel gesteckt, muß die Arbeit des Vereins ihm zustreben und die größte Intelligenz, das beste Organisations-talent wird nicht verhindern können, daß das Programm trotz verschiedener neuer Farben im Grunde sich immer um denselben Punkt dreht. — Das Zusammenarbeiten von jungen Frauen und Mädchen wird wunderschön geschildert. Leider sprechen wir aus Erfahrung, wenn wir behaupten, daß die geistig meist weniger geschulten Mädchen den edlen Wettkampf nur zu bald aufgeben und die ganze Arbeit den jungen Männern überlassen. Eine allgemeine Scheu und Unsicherheit wird bei den Mädchen so groß, daß sie auch schweigen, wenn sie sehr wertvolle Dinge zu sagen haben. Der ewige Schrei nach praktischer Arbeit hat zur Folge, daß diese oft ohne Sinn und Zweck getan wird. Praktische Arbeit kann erst geleistet werden, wenn der Verein auf einer gewissen Basis steht und wenn sich die Notwendigkeit dieser Arbeit ergibt. Um Rindergärten, Horte und verschiedene Kurse einrichten zu können, müssen einerseits die Mitglieder des Vereines fähig und wirklich be-

spielgebend sein in der Leitung solcher Einrichtungen und andererseits müssen diese Einrichtungen wirklich eine Notwendigkeit für die Umwelt bedeuten. Und dann wird diese praktische Arbeit ja doch wieder nur von einzelnen, ganz besonders Fähigen geleistet, die durch sie eigentlich schon aus dem Rahmen des Vereines hinaustreten. Von einem Verein, der nicht lauter gleichgesinnte, gleichalte Menschen umfaßt, kann man nichts Großes, Besonderes erwarten. Wie haben wir uns bemüht in unserer Mitte die wahre Gemeinschaft zu begründen, wie viel Vorschläge sind ins Wasser gefallen. Wir sind immer an der Verschiedenheit der Berufe, des Alters und der Intelligenz gescheitert, so daß wir endlich erkennen mußten, daß Vereine, die sich nicht irgendwie spezialisieren können, nur dazu da sind, um anzuregen und aufzuklären, vielleicht auch um die Geselligkeit auf einen höheren Standpunkt zu bringen, mehr wird nur selten und in kleinen Kreisen zu erreichen sein. Ich meine, daß diese Arbeit nicht zu unterschätzen ist, so primitiv sie auch sein mag. Die Idee in ihrer ganzen Größe und Tiefe in immer weiteren Kreisen zu verankern, ist vorläufig eine recht ehrenvolle lohnende Arbeit.

Z. J. aus der Provinz.

Rundschau.

Zur Begrüßung der Palästina-Kommission in Tel-Aviv

wurde eine jüdische Volksversammlung abgehalten. Die ganze jüdische Bevölkerung, auch viele Mohammedaner und Christen, wohnten der Versammlung bei. Die Regierung hatte eine Eskadron australischer Reiter als Ehrenwache geschickt.

Dr. Thon begrüßte die Gäste namens der jüdischen Gemeinde.

Nach Professor Weizmann, der die Erklärung Balfours würdigte, nahm Major James de Rothschild, der Sohn des Pariser Barons Edmund Rothschild, das Wort. „Hier“, erklärte er, „wo ich zum erstenmal vor den Juden Palästinas spreche, will ich schwören, daß ich in den Wegen meines Vaters wandeln und mein Leben und Vermögen für die Verwirklichung des zionistischen Ideals opfern werde. Ich bringe euch die Grüße meines Vaters, der durch alle drei Jahre um den Jischuv, der ihm tief ins Herz gewachsen ist, bangte. Auch ich, wenn ich Palästina und die Juden dieses Landes sehe, die das schwere Leid von drei Kriegsjahren nicht zu beugen vermochte, werde stolz darauf sein, einem derartigen Volke anzugehören. Ein solches Volk muß eine große Zukunft haben.“

Die jüdische Universität in Jerusalem.

Die von der englischen Regierung nach Palästina entsandte zionistische Kommission beschäftigt sich, wie bereits gemeldet wurde, eingehend mit dem Plane der Errichtung der jüdischen Universität in Jerusalem. Als Bauplatz für die Universität wurde bereits vor dem Kriege ein Grundstück auf dem Elberge ausgewählt, das einem christlichen englischen Juristen, Sir J. Gray Hill, gehörte, der hier ein Lagerhaus mit ausgedehnten Gärten besaß. Englische jüdische Zeitungen erinnern jetzt daran, daß der frühere Besitzer des Grundstückes, der während des Krieges gestorben ist, ohne zu ahnen, daß sein Besitzum jemals als Grund und Boden für die Universität ausersehen werden würde, sich lebhaft für den Universitätsplan interessiert hat. In einer Schrift „Zionismus, Jerusalem und das heilige Land“ hat er sich folgendermaßen über die Universität ausgesprochen:

„Laßt es ein recht schönes Gebäude sein. Es ist ein großer Mangel an schönen Gebäuden in Jerusalem. Das Gebäude eurer Universität sollte sogar mit der Schönheit der Omarmoschee wetteifern. Es bietet sich euch hier eine große Gelegenheit. Kommt ihr nicht die Aufmerksamkeit

reicher Juden auf diesen Plan lenken? Ihre Einwendungen gegen zionistische Pläne im allgemeinen können sich ja hierauf nicht erstrecken. Welch ein edler Denkstein es für einen Millionär oder eine Gruppe von Millionären wäre — diese großen Finanzkönige, die in Europa so mächtig sind — wenn sie dem jüdischen Volke eine prächtige Universität stifteten. Ich glaube, wenn man ihnen die Sache richtig darlegt, so werden sie dem Rufe folgen.“

Es würde dem verstorbenen Sir Gray Hill vielleicht Freude machen zu wissen, daß sein eigener Besitzum das Terrain der künftigen Universität bilden wird.

Frauenwahlrecht in Palästina.

Bei den Wahlen, die unlängst in den jüdischen Kolonien in Jaffa durchgeführt wurden, wurde den Frauen das aktive und passive Wahlrecht eingeräumt.

Landkäufe amerikanischer Juden in Palästina.

Wie die amerikanisch-jüdische Presse berichtet, macht sich augenblicklich ein reges Interesse für Landkäufe in Palästina unter den amerikanischen Juden geltend. Ein reicher Kaufmann in San Francisco, Leopold Mischels, hat in der Nähe von Jericho eine Obstplantage von 100 Acre Ausdehnung zum Preise von 700 Dollar per Acre gekauft. Seinem Beispiel soll bereits ein anderer der reichsten jüdischen Bürger von San Francisco gefolgt sein.

Zur Einzer Herzfeier.

Der Punkt 9 des Baons-Kommando-Befehles Nr. 186 vom 5. Juli 1918 lautete: „Sonntag, den 7. d. M. findet um 11 Uhr vorm. im israel. Tempel (Bethlehemstraße 26) ein Trauergottesdienst und um 8 Uhr im landwirtschaftlichen Redoutensaal eine Akademie als Gedenkfeier an den Begründer des Zionistenverbandes „Herzl“ statt. Den Offizieren und Mannschaften israel. Glaubensbekenntnisses ist nach Dienstzulässigkeit Gelegenheit zu geben, diesen Feierlichkeiten beizuwohnen zu können.“

Wir können die Einzer Zionisten zu diesem Beweise ihres Machtinflusses beglückwünschen.

Ausweisung der finnischen Juden.

Die finnländische Regierung hat Befehl erteilt, daß sämtliche Juden bis zum 30. September als „Fremde“ das Land zu verlassen haben. Alle kommunalen Verwaltungen sind angewiesen worden, den Juden nach dem 30. September die Abgabe von Lebensmitteln zu verweigern, um ihnen keine Möglichkeit zu geben, das Ausreiseverbot zu umgehen. Mit dieser Maßnahme der Regierung in Zusammenhang steht offenbar eine, wie es scheint, von oben her inspirierte gemeine antisemitische Propaganda in den finnländischen Zeitungen, die fast täglich gehässige Notizen über die Schädlichkeit der Juden für das Land veröffentlichen. Wie das „Kopenhagener zionistische Büro“ erzählt, sind Schritte eingeleitet worden, die den kleinen finnländischen Despoten klar machen werden, daß der junge finnländische Staat mit diesen mittelalterlichen Methoden einen Weg betritt, der sehr zum Schaden für seine eigene Politik enden muß.

Die Zahl der Flüchtlinge in den einzelnen Kronländern.

Nach der amtlichen Uebersicht der mittel- und westeuropäischen Länder nach dem Stande vom 1. April d. J. beherbergte Wien als Zentralstelle insgesamt 38.772 Flüchtlinge, von ihnen 34.233 Juden. Dazu kamen für Wien noch 2394 Flüchtlinge des „Wiener Hilfskomitees“. Niederösterreich beherbergt gemeinde-weise 11.749 Flüchtlinge, unter ihnen 161 Juden usw. Auf die Gemeinden Oberösterreichs waren 12.658 Flüchtlinge verteilt, von ihnen über die Hälfte (7763) Juden aus Galizien. In den Gemeinden Steiermarks waren 18.263 Flüchtlinge unterge-

Gehältern und Aufbesserungen verlangen (in der ganzen Welt haben die Beamten kolossale Aufbesserungen erreicht, und unsere Lehrer verlangen nur Auszahlung des ganzen Gehaltes, und das wird auch nicht bewilligt), werden sie als Schnorrer betrachtet, wie wenn sie irgendwelche „Chalufa“ bekämen und ihr Geld nicht in schwerer und aufopfernder Arbeit verdient hätten. Die zwei Auszüge sind ein charakteristischer Spiegel der allgemeinen Entrüstung.

Ich appelliere nochmals an die Öffentlichkeit. Ich machte darauf aufmerksam, daß es so nicht weitergeht. Ihre Forderungen müssen berücksichtigt werden. Ich sage es offen, was übrigens aus Obigem ersichtlich, daß viele Hunger leiden. Es ist eine Schmach, daß einer der maßgebendsten Leiter als Antwort auf die Forderungen der Lehrer die Worte gebraucht haben soll: „Es ist noch niemand von Euch vor Hunger gestorben.“ Will die jüdische Organisation wirklich so lange warten, bis die Erzieher, Pioniere unserer Kultur, Schöpfer unseres geistigen Zentrums, vor Hunger sterben? Ist das eine Antwort, die verdient, alte Pioniere zu hören bekommen dürfen?

Es muß Abhilfe geschaffen werden. Es wunderte mich, daß mein erster Artikel gar keinen Widerhall gefunden hat. Es hat niemand mehr in der Presse diese Frage berührt, man hat scheinbar auch nichts getan. Dr. Ruppiner erzählte mir, daß das A. C. die Sache ordnen will, aber es scheint, daß nicht viel geschehen ist. Es werden jetzt überall Millionen gesammelt für Palästina, für die verschiedensten Unternehmungen, man denkt schon an Hafentbauten, Straßenbahnen, Luftverkehr usw., aber an das Elementarste, die Erziehung unserer Kinder in Palästina, und an die Erzieher denkt man gar nicht. Müßten wir denn immer vom Dache aus zu bauen anfangen? Ich appelliere nochmals aufs dringendste, für das hebräische Schulwerk in Palästina alle Hebel in Bewegung zu setzen.

Eben bekomme ich die Nachricht, daß in der hebräischen Realschule in Haifa zum erstenmal die Matura stattfindet. Zum erstenmal absolvieren unsere Schüler eine hebräische Realschule in Palästina. Ursprünglich dachte man, daß die Absolventen das Technikum in Haifa besuchen werden. Aber wo ist das Technikum jetzt? So erfreulich es ist, daß wir mitten im Krieg die Matura der hebräischen Realschule erlebt haben, schmerzt doch der Gedanke, daß das Technikum unbewußt, leer dasteht, in fremden Händen; unsere Absolventen fragen:

fehlen oft vollständig, so daß mancher Gedanke erraten werden muß. Die ästhetische Wirkung wird gerade dadurch verstärkt, da die Phantasie des Hörers, genötigt wird, nachschaffend das nur Angedeutete zu ergänzen. Vom musikalischen Standpunkte kritisch zu zerlegen ist das Volkslied unwürdig, denn dieses steht doch — was Technik anbelangt — jenseits von Gut und Böse, und ihren Wert muß ihre Ursprünglichkeit, ihre Kraft ihnen geben. Fritz Haral Cohn schreibt in „Die Schaubühne“, „den Wert dieser Vieder macht ihre Rassekraft aus, trotz Schmerz und Wehmut spricht aus ihnen nicht die Verzweiflung. Wenn Proskin klagt „Singt mir still a traurig Lied“, so liegt darin keine Resignation, sondern trotz behaupten sich darin der zähe Wille und das Pathos, die es dem Judentum ermöglicht haben, über eine Unendlichkeit von Leid zu dauern. Es ist, als müßten wir diese Vieder immer schon gekannt haben, nicht nur wir Juden, nein, wir Menschen, deren Recht in der Judenzeit mißhandelt worden ist.“

Was die wundervolle Eigenart des jüdischen Volksliedes zu ihrer rechten Entfaltung zu bringen, konnte keinem besser gelingen als dem Musiker Janot S. Roskin, Richard Wagners Mahnung durch Hans Sachsens Mund an sein Volk gerichtet, die eigenen

Was machen wir weiter? Wohin des Weges? Inzwischen sind die Prüfungen unterbrochen worden, und das Schuljahr mußte früher enden, weil die Regierung das Schulgebäude requiriert hat! Zu allen übrigen Sorgen gesellt sich eine neue: Mangel eines Schulgebäudes für die Realschule. Die Beschaffung eines halbwegs geeigneten Erlasses ist in einer Stadt wie Haifa außerordentlich schwierig.

Angeichts dieser Zustände ist es Sache der ganzen jüdischen, ja der ganzen jüdischen Öffentlichkeit, die erforderlichen Mittel zur Sanierung der unhaltbaren Verhältnisse im palästinensischen Schulwesen zur Verfügung zu stellen. Nur wenn jeder für Palästina fühlende Jude in dieser Hinsicht seine Pflicht getan haben wird, wird es erlaubt sein, auch die Leistung des Schulwerkes zur Rechenschaft zu ziehen. Wir hoffen, daß die voranstehende Schilderung ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Zur Frage der Existenzberechtigung der jüdischen Frauenvereine.

I. Das Material.

Wenn wir uns heute den Durchschnitt der jüdischen Frauen und Mädchen ansehen, die jüdischen Vereinen angehört oder noch angehört, so werden wir, trotz der Unzahl von Sitzungen, denen sie beiwohnten, doch einen erschreckenden Mangel an wirklich jüdisch-jüdischer Ausbildung vorfinden. Sie kommen mit Worten, wie — Zionismus ist keine Utopie mehr — Schulen — Kolonien etc., aber vielmehr als diese Tatsachen, die ihnen bei jeder Debatte entgegen gehalten wurden, werden sie kaum wissen. Es ist auch gleichgültig, ob sie sich alles merken und mit dieser auswendig gelernten Aufgabe auf Propaganda ausgehen. Hier wäre das Wort des Silesius zu zitieren:

„Gott sind die Werke gleich: der Heilige, wann er trinkt, „gefällt ihm sowohl, als wann er bet und singt.“

Die Frau hat nicht den Beruf in sich, zu erwecken, sondern den höheren: zu pflanzen.

Sie findet den Weg zur Gemeinschaft auch auf andere Weise wie der Mann. Dieser kommt von der Außenwelt zum Innenleben. Das heißt vom Leben in der Kameradschaft, Gemeinschaft, zum Einzelmenschen. Die Frau gerade umgekehrt. Sie führt zuerst das Leben im

Meister zu ehren — sie möge uns ein Wegweiser sein E. B.

Literatur.

Jüdischer Nationalkalender.

Demnächst erscheint im Verlage der „Jüdischen Zeitung“ in Wien der vierte Jahrgang des Jüdischen Nationalkalenders, redigiert von Otto Weles und Ludwig Bato.

Die neue Folge dieses Almanachs, der sich bereits einen großen Leserkreis erworben hat, enthält Beiträge folgender Autoren: Otto Weles, Viktor Arlojoroff, Ludwig Bato, J. F. Finkelshteyn, Ludwig August Frankl, Adolf Friedemann, Eugen Hoeflich, Heinrich Loewe, Hermann Radisch, Salomon Rakner, Heinrich Margulies, Wendele Mosher Sforim, Jakob Dettlinger, Marcel Scherlag, Adolf Stand, Nissas Thon, Augusta Welbeler-Stemberg, Sch. Zemach und Hugo Judermann.

Die Illustrationen stammen von folgenden Künstlern: Josef Budko, Jakob Löw, Abel Pann und Hermann Strud. — Umschlagzeichnung von Josef Budko.

Wie in den früheren Jahrgängen behandeln auch diesmal berufene Autoren in gebieterischer und dabei allgemein verständlichen Arbeiten die wichtigsten jüdischen Fragen der Diaspora

kleinen Kreise, verinnerlicht es sich im innigen Zusammenleben mit Einzelpersonen ehe sie in die Gesellschaft, in die Gemeinschaft eintritt.

Hauptsache ist, daß man ihr ungeordnetes Gefühlsleben zur Fülle des Bewußtseins erhebt, damit sie sich über ihr wirkliches Verhältnis zum jüdischen Volke klar werde, und jeder Zeit wisse, warum sie seiner notwendig bedürfe; nicht aber mit einem Chaos dumpfer, unterbewußter Empfindungen dahinlebe, daß jede Konzentration auf eine bestimmte Idee ausschließt.

Nun ist es meistens der Fall, daß in den Provinzvereinen der politische Zionismus, als Frage des öffentlichen Rechtes, gepredigt wird. Das Wort „Politik“ zieht viele an, gleichsam als Schlagwort, das Unbekanntes enträtselt, in vieler Hinsicht Gleichstellung mit dem Manne bringen wird. Mehrere noch stößt es ab. Denn im allgemeinen liegt der Frau nicht so sehr an der Gerechtigkeit, als an der Liebe, nicht so sehr an der Logik, als an der Poesie. Und darum, glaube ich, sagt — aus dieser Eigenart nach den Gefühlsfähigen, Menschlichen — den meisten Frauen viel eher der kulturelle und soziale Zionismus zu. (Eigentlich kann man ja nicht von einem kulturellen oder sonstigen Zionismus sprechen, sondern nur von den verschiedenen Momenten im Zionismus.)

Ich bin natürlich weit entfernt zu behaupten, daß alle Frauen unpolitisch seien. Besonders Menschen müssen eine Sonderstellung nach jeder Richtung hin einnehmen. Aber gerade weil unsere Vereine „Volksvereine“ sind und damit nicht nur der Hochintelligenz offenstehen, sondern gerade mit dem geistigen Mittelstande zu rechnen haben, der ihnen als beeinflussbares Element zur Verfügung steht, deshalb muß auf diese Majorität Rücksicht genommen werden.

Die Frau des Durchschnittes, die heute nur auf die politische Seite des Zionismus hingewiesen wird, wird sich in ihm immer nur als Mitglied einer Partei fühlen. Wenn er aber ihren weiblichen und mütterlichen Instinkten, ihrem Verlangen nach Schönheit, Phantasie und Menschlichkeit Rechnung trägt, dann erst kann er ihr Lebensanschauung werden. Und dann erst ist sie auch Jüdin, das heißt Willensjüdin: Zionismus ist ja nichts anderes, als die Betätigung des urjüdischen Willens in uns. Juden sind wir nun einmal. Es handelt sich nur darum, den jüdischen Willen in uns zu Worte kommen zu lassen.

und Palästinas. Im Text sind sorgfältig gewählte Kernworte zur Judenfrage jüdischer Denker eingefügt. Besondere Sorgfalt wurde auch dem belletristischen Teile des Buches und seiner künstlerischen Ausstattung zugewendet. Vorausbestellungen zum Preise von K 5.20 nimmt der Verlag „Jüdische Zeitung“ entgegen.

Kriegs- und Friedenskalender.

Der „Jüdische Volkskalender“ (18. Jahrgang), erscheint als „Kriegs- und Friedenskalender“. Der Kalender enthält u. a. Beiträge von: Dr. Nathan Weinbaum; Clothilde Benedikt; Dr. Hugo Bergmann; Direktorial-Assistent Dozent Dr. Böhm, Mainz; Ch. Bloch; Rechtsanwalt Dr. Cohn, Altona; Dr. Diensmann, Ratibor; Dr. N. Färber, Cholim; Dr. G. Freudmann, Belgrad; Ruben Jahn; Dr. J. Günzig; Dr. Siegfried Gelles, Lissa; Uri Zwi, Grünberg; Dr. Max Joseph, Stolp; Esig König; Benzion Moser; Thekla Bloch; Merwin; Dr. Ernst Müller; Universitätsprofessor Dr. M. Neuburger; Rabbiner Dr. Perles, Königsberg; Melech Rawitsch; Dr. D. Rothblum; Fabius Schach, Berlin; Lorenz Scherlag; Marcel Scherlag; B. Tag; Dr. B. Wachstein. Anhang: Ehrentafel für Gefallene.

II. Das Ziel.

Worin besteht im allgemeinen die Tätigkeit der jüdischen Frauenvereine? Es sind streng genommen literarische Circles, die nicht einmal den allgemein-literarischen Zusammenschlüssen gleichkommen, weil ihnen von Seiten der Mitglieder ja weit weniger Interesse entgegengebracht wird. Am besten geführt sind noch jene, in denen möglichst viele Referate und Vorträge von Seiten der führenden Personen gehalten werden. Eine vertiefte Erkenntnis der jüdischen Idee kann allerdings dabei nie zustande kommen. Denn das eigentliche produktive Moment: die Debatte wird ja erfahrungsgemäß immer nur von den Eingeweihten geführt, während die anderen selbstverständlich wortlos bleiben und bald beschämt oder gelangweilt überhaupt ausbleiben.

Die Disputierenden, die ja gar nicht mehr nötig haben, einander von ihrem Zionismus zu überzeugen, erschöpfen sich in Schlagworten, Persönlichkeiten, streng mathematischen und logischen Beweisen.

Man darf dabei nicht vergessen, daß etwas, was sich wirklich streng mathematisch beweisen und nachweisen läßt, schon in die Reihe des Ueberwindenen, nicht mehr Fruchtbares gehört. Der Zionismus aber ist so etwas Lebendiges, Pulsierendes, Junges und Blühendes, daß ihn nie wird ein Mathematiker erfassen können, sondern immer nur einer, der noch Begeisterung und Liebe in sich trägt. Eben einer, in dem noch Makkabäergeist lebt.

Ja und dreimal ja: die Zusammenschlüsse der jüdischen Frauen und Mädchen sind nötig, unbedingt nötig so gar! Aber sie dürfen ihren Zweck und ihr Ziel nie aus dem Auge verlieren. Wir wollen nicht unsere kostbare Zeit dazu vergeuden, um Menschen zu Mazedonisten zu erziehen. Wir wollen nur das Eine und Einzige, nämlich daß sie sich wahrhaft und unabhängig — entscheiden: für uns oder gegen uns.

Und um unsere Frauen auf die Höhe dieser Entscheidung zu führen, müssen wir ihnen jüdische Wirklichkeiten eröffnen. Wir müssen ihnen das Volk zeigen, in seinen Schmerzen, in seiner Urkraft, in seine Leidenschaften, in seinen Krankheiten. Wir müssen ihnen zeigen, daß sie unentrinnbar mit einbezogen sind in sein Schicksal. Herzl, Buber, Bialik, Jesaja — sie alle sollen selbst sprechen zu ihnen aus allen Stimmungen und Lagen der jüdischen Seele heraus. Ich glaube, man muß keine Angst haben, „zu hoch zu greifen“. Das Beste muß man ihnen geben und wenn es darauf ankommt, jedes einzelne Wort ihnen klarmachen und nahebringen. Grundbedingung ist, daß die Einführung in diese jüdischen Wirklichkeiten eine systematische sei. Das nicht heute über Chassidismus, morgen über Wassermann und dann über die Propheten oder Spinoza gesprochen werde. Die berücksichtigte Systemlosigkeit muß strengstens vermieden werden. Man muß nach der geschichtlichen Entwicklung selbst vorgehen. Denn man wird die Gegenwart erst in ihrer ganzen Tragweite erfassen können, wenn man von der Quelle aus getreu ihren Lauf verfolgt. Persönlicher Kontakt, persönliche Anteilnahme müssen die Verbindung geben; müssen ins Allgemeine-Jüdische und zuletzt ins Allgemein-Menschliche gesteigert werden. Wo dieses Ziel nicht erreichbar scheint, dort ist alles umsonst. Dann hat auch die moderne Jüdin, die nicht Nationaljüdin sein will, sondern nur Deutsche oder Französin mit moderner europäischer Kultur, die aber weiß, was und wohin sie will, mehr vom echten, willensstarken Judentum in sich, als jene Art von „Zionistinnen“, die willenlos und ohne eigentliche Entscheidung mitreißt. Keine Arbeit scheuen, aber auch rücksichtslos unfähiges, verderbliches Material beiseitelegen.

Dann wird ein kleines, aber verlässliches Zentrum entstehen, hochgehalten durch gemein-

same Hoffnungen und gemeinsame Sehnsüchte und diese kleine Gemeinschaft wird nicht mehr ein „Verein jüdischer Frauen und Mädchen“ sein, „die sich mit Zionismus beschäftigen“, sondern eine Gemeinschaft zukunftsreicher jüdischer Mütter, die aus ihren Kindern einst bessere Jüdinnen machen wollen, als sie selbst es waren.

Jenny Hirsch, Komotau.

Die Judenfrage in der Ukraine.

Der R. St.-Mitarbeiter der „Neuen Lemberger Zeitung“ hatte Gelegenheit, mit führenden Persönlichkeiten aus der Ukraine in Wien Rücksprache zu pflegen und berichtet:

„Die letzten Nachrichten aus Kiew besagen, daß die Regierung des Diktators Skoropadsky die Abschaffung der Ministerien für jüdische, polnische und russische Angelegenheiten beschlossen und so mit dem System der nationalen Selbstverwaltung endgültig gebrochen hat. In führenden jüdischen Kreisen hat man diese Maßregel längst erwartet, und sie hat trotzdem helle Empörung ausgelöst. Skoropadsky muß nunmehr damit rechnen, daß seine Regierung seitens der Juden die schärfste Opposition zu erwarten hat. Die frühere Regierung hat aus schwerwiegenden Gründen und nach reiflicher Überlegung den Juden die nationale Selbstverwaltung gegeben und ihnen einen Sitz im Ministerrat eingeräumt. Als nach dem revolutionären Umsturz Ministerpräsident Fruschkowsky aus Kiew kam, erkannte er sofort, daß eine radikale Lösung der ukrainischen Judenfrage im Interesse der Erhaltung des jungen Staatswesens dringend geboten sei. Er fand eine noch aus der Russenzeit her gegen die Juden verhetzte Masse vor, andererseits eine an wirtschaftlichem und intellektuellem Einfluß starke und beim Aufbau einfach unentbehrliche Jüdischkeit. Es war für ihn klar, daß Zusammenstöße verhängnisvoll sein würden. Nach eingehenden Beratungen mit den jüdischen Führern wurde die Einführung der jüdisch-nationalen Selbstverwaltung beschlossen und sie hat sich glänzend bewährt. Sie hat zur freundschaftlichen und fruchtbaren Zusammenarbeit im Parlamente, nämlich in der Zentralrada, geführt.

Nach der bolschewistischen Zwischenregierung, welche den Juden gegenüber eine durchaus unfreundliche Haltung einnahm, kam mit Unterstützung der deutschen Militärmacht Skoropadsky, der ehemalige Adjutant des Großfürsten Nikolajewitsch, zur Macht. Er etablierte sofort ein System des strengen, absolutistischen Zentralismus, welches eine Berücksichtigung der nationalen Minoritäten nicht zuläßt. Es mußten daher die den Juden, Polen und Russen bereits verfassungsmäßig garantierten nationalen Minoritätsrechte verschwinden. Um den Anschein des Antisemitismus zu meiden, wurde der jüdische Odesaer Rechtsanwalt Gutnik als Handelsminister berufen. Zuerst wurde versucht, das geschaffene, bereits eingerichtete jüdische Ressort ohne Aufsehen eingehen zu lassen. Der Plan scheiterte aber an dem Widerstand der jüdischen Beamten und Vertreter, welche erklärten, daß ein durch die Volksvertretung statuiertes Recht nur von dieser nach ordnungsgemäßem Beschluß genommen werden kann. Die Regierung entschloß sich daher, den Ministerrat als „Ersatz“ für die auseinandergefallene Volksvertretung fungieren und durch ausdrücklichen Beschluß die Volksministerien abschaffen zu lassen. Der Jude Gutnik gab sich dazu her, für die Abschaffung zu stimmen. Die Jüdischkeit reagierte in der Weise darauf, daß Minister Gutnik als Schädling des jüdischen Volkes aus der Odesaer Ruskogemeinde ausgestoßen wurde. Dieses Vorgehen der Regierung gegenüber den Minoritätsvölkern ist geeignet, ihre

Weiterexistenz in Frage zu stellen, denn es scheint ausgeschlossen, daß auf die Dauer so regiert werden kann. Das muß zum neuerlichen Umsturz führen. Aber nicht nur Skoropadsky's Regierung erscheint gefährdet. Auch die Interessen der Zentralmächte sind gefährdet. Die Bevölkerung sieht in Skoropadsky den Vertrauensmann Deutschlands und Österreichs und ist geneigt, diese Mächte für Skoropadsky's Handlungen verantwortlich zu machen. Die beiden Mächte müssen entweder Skoropadsky günstig beeinflussen oder in unzweideutiger Form die Verantwortung für seine Handlungsweise ablehnen. Sonst müssen sie die Mißgunst der Minoritätsvölker in den Kauf nehmen. Das hieße aber die eigenen Interessen hintanzustellen.“

Zur rumänischen Judenfrage.

Der Zentralausschuß eingeborener rumänischer Juden veröffentlicht eine Rundgebung, in der es heißt: „Wir können die Judenfrage erst dann als gelöst betrachten, wenn der letzte im Lande geborene und keinem anderen Staate angehörende Jude die Anerkennung des Bürgerrechtes erlangt hat, weil bei uns infolge einschränkender Gesetze auf dem Gebiete der Arbeit die Erlangung politischer Rechte nicht nur eine Frage des Rechtes und der Gerechtigkeit, sondern gleichzeitig eine Existenzfrage ist.“ — Ueber eine antisemitische Rundgebung im rumänischen Parlament teilt „Gazeta Bucurestilor“ aus Jassy mit: „Anlässlich der Debatte über das Judengesetz hielt der antisemitische Deputierte Zelea Codreanu eine Rede, in der er ungefähr folgendes sagte: „Die Juden haben stets in Blut und von Blut gelebt. Sie werden in sehr kurzer Zeit Gelegenheit haben, wieder im Blute zu leben.“ Während der Rede Codreanus brach die Galerie in Beifallsrufe aus, und der Präsident gab Befehl, die Galerie zu räumen. Der Skandal wurde auf der Straße fortgesetzt, wo die Gendarmen das Publikum auseinandertrieben, das den beiden antisemitischen Deputierten Cuga und Zelea Codreanu lärmende Sympathieumgebungen bereitete.“

In „Gazeta Bucurestilor“ (dem amtlichen Organ der deutschen Okkupationsbehörden) vom 25. Juli ist der „endgültige Wortlaut der Gesetzbildung über die Einbürgerung jüdischer Kriegsteilnehmer und Juden, deren Eltern im Lande geboren sind“, veröffentlicht. Er lautet:

Artikel I: Gesuche über Einbürgerung können folgende Kategorien einreichen:

1. Kriegsteilnehmer (inklusive Hilfsdienstpflichtige);
2. die im Lande geborenen und dort anfassigen Juden, deren Eltern auch im Lande geboren sind;
3. Eltern, Witwen und Kinder der im Kriege Gefallenen und der bei Ausübung der Dienstpflicht Gestorbenen, wie auch Witwen und Kinder der unter 2 Erwähnten, die vor dem Abschluß des Naturalisationsverfahrens gestorben sind;
4. die im Lande geborenen und dort anfassigen, beim Feldzug 1913 mobilgemachten und bis zum Ausbruch des Krieges im aktiven Dienste gebliebenen Juden, auch wenn sie am letzten Kriege nicht teilgenommen haben, weil ihre Truppenteile nicht ins Feld zogen;
5. die im Lande geborenen und dort anfassigen, beim Feldzug 1913 mobilisierten Juden, die aber aus wichtigen, im Protokoll näher bezeichneten Gründen entlassen wurden;
6. diejenigen Juden, denen im Militär-dienst durch königliches Dekret mit Vorbehalt nachträglicher Ratifizierung durch die gesetzgebenden Körperschaften die Naturalisation verliehen wurde.

der die zionistische Arbeit eines andern kritisieren will, überlege zuerst, ob er den Mund aufst, ob diese zionistische Arbeit des andern seine eigene (des Kritizierenden) Arbeit behindert, ob nicht beide nebeneinander bestehen können und sollen. Ferner noch ganz im Stillen: Ob das Appassionato, mit dem er die Vorwürfe gegen den Anders-Arbeitenden schleudert, nicht im Grunde eine Uebertreibung von Selbstvorwürfen wegen eigener Untätigkeit bedeutet. — Was uns bitter nottut, ist: Disziplin in der gegen- seitigen Kritik. Wir ermangeln des Taktgefühls, der Ritterlichkeit gegen einander. Von Liebe rede ich gar nicht. Wir wissen nicht, daß der Gedanke, daß das gesprochene böse Wort eine Realität schafft. Wir hätten uns viel zu wenig davor, böse Rede gegen den Nächsten auszusprechen. Wir berufen vor Bosheit. Wir sündigen. Wir sind scho-nungslos, ordinär, hynäenhaft. Mit spottfuch-tigem Wort, das wir nicht in uns unterdrücken, töten wir keimendes zionistisches Leben. Und doch wäre Mithilfe so leicht. Ein jeder kehre vor seiner Türe, d. h. er betreibe jene zionistische Arbeit, die er persönlich mit Liebe und Talent leisten kann. Wer fähig ist, Vorträge zu hal-ten und zu arrangieren, halte und arrangiere Vorträge. Wer soziale Arbeit, innere Vertie-fung, Geldaufreiben, Propaganda, politische Volksleben, politische Aktionen u. s. f. für wich-tiger hält, tue das, wozu es ihn hindrängt, und sammle einen Kreis solcher, die ihm freiwillig folgen. Räumt er sich statt dessen nur pole-misch um das, was andere zionistisch tun, ohne daß es ihn direkt in seiner Arbeit stört, schreit er nur immer: „Was ihr treibt, ist gar kein Zionismus“. — so beweist er damit, daß er nicht nur Krähwinkler, sondern nebstdem ein sehr eifriger Mensch ist.

Wir aber wollen von nun an den Zioni-sten nicht nach dem Feuer, mit dem er den ihm geringer scheinenden Zionismus bekämpft, werten; sondern nach der Hingabe, mit der er den ihm wertvoller scheinenden Zionismus in Tat umsetzt.

Und wahrlich, die Zeit ist zu ernst, als daß wir zugeben könnten, daß sich Hefert-guckerei und Krähwinkel im Zionismus etab-lieren. Wir stehen an einer Wende der Weltge-schichte! Ungeheures geschieht! Erkennen wir heute nicht, daß Großzügigkeit, gesammelte

Kraft, angestrengteste Arbeit nach allen Rich-tungen hin nottut, daß der Zionismus die größten Perspektiven, die lautesten Herzen, den Zusammenschluß aller im jüdischen Volke vorhandenen Begabungen, die ganze Mannig-faltigkeit unserer verschiedenartigen zionistischen Methoden, soweit sie an sich billigenwert und nebeneinander möglich sind, braucht, — ver-hallt heute noch, im letzten Augenblick der Ruf: „Jeder auf seinen Posten“, — dann sind wir nicht reif für die Erlösung und der Messias wird auch diesmal weinend sein Antlitz vom Zusammenbruch und blutigen Sturz seines Volkes wegwenden. Die aber, die einander heute lächelnd Spottworte zuflüstern, werden Blutschuld auf sich geladen haben!

Zur Frage der zionistischen Frauvereine.

Das Bild, welches L. W. seinerzeit in Nr. 29 der „Selbstwehr“ von den Schwie-rigkeiten entworfen hat, die sich dem Bestande guter, zionistischer Frauvereine entgegenstel-len, wird man im wesentlichen äußerst zutref-fend finden müssen. Wenn ich hier nun als Mann und mit großer Verspätung in die De-batte eingreife, so geschieht es deshalb, weil ich weder die Resignation in den Folgerungen noch die Art der übrig bleibenden Auswege aufzufinden kann; beide hängen aufs engste zu-sammen.

Der Wille, „eine ganz bestimmte Arbeit wirtschaftlich durchzuführen“, wird Frauvereine gewiß nicht zusammenhalten. Denn L. W. meint damit, wenn ich es recht verstehe, daß es gar nicht so sehr auf die Art der Arbeit an-kommt, sondern darauf, daß irgendeine Arbeit tüchtig durchgeführt wird. Bei dieser Methode wird sich immer wieder „das Phan-tastische, Gefühlsmäßige, Unsystematische der Frau, das tiefinnerliche Erfassen von Menschen und Dingen, die Unfähigkeit, vom rein Per-sönlichen zu abstrahieren“ störend geltend ma-chen. Es würde sich also darum handeln, eine Vereinsarbeit zu finden, in der jenes „Phan-tastische, Gefühlsmäßige, Unsystematische der Frau, das tiefinnerliche Erfassen von Dingen und Menschen, die Unfähigkeit vom rein Per-sönlichen zu abstrahieren“ voll zur Geltung kommt. Das scheint L. W. für unmöglich zu halten. Deshalb verfallt sie auf den Ausweg, Frauvereine überhaupt abzulehnen. Daß

Herr: „Du wirst meinen Händen nicht wieder enttrinnen, bis ich dich dem Stadtherrn über-gabe habe, und er mag tun, was gut ist in seinen Augen.“ Da begann der Chassid zu weinen und ihn sehr anzufassen. Der Herr sprach zu ihm: „Ich sehe, daß dein Glid beim Diebstahl sehr groß ist, ich wenn du dies tust, will ich dich frei ausgehen lassen. Der Stadtherr hat nämlich heute das große Los von England ge-wonnen, viele Millionen, und der Kassen, in dem das Geld verborgen ist, steht hinter seinem Bett, und es gibt ein kleines Fenster, durch das du innen ins Zimmer gelangen kannst, und wenn du diesen Schatz holst, dann wol-len wir ihn zu gleichen Hälften zwischen uns teilen.“ Der Fromme begann abermals aus Herzensgrund bitterlich zu weinen und sprach: „Ihr seht doch, mein Herr, daß ich Gott behü-te kein Dieb bin, daß ich nur einen Dufaten allein nehme, und ich könnte doch alles, was im Laden ist, stehlen.“ Da sprach der Herr zu ihm: „Wenn du so tun willst, ist es gut, und wenn nicht, dann überliesere ich dich dem Stadtherrn, und er soll alles mit dir tun, was sein Herz begehrt.“ Der Chassid sah, daß nichts half, und er würde ihm nicht wieder enttrinnen können, und mit zerbrochenem Herzen war er gezwungen, auch hierin zu willigen. Er ging mit dem Herrn und sah das Fenster und drang durch das Fenster in das Zimmer ein, in dem der Schatz war. Und alsdab kam er heraus und sprach: „Gelobt sei Gott, der mich von

„gerade die besten Frauen sich vom Parteileben zurückziehen und ihren Zionismus anders zu betätigen suchen als in Vereinen und Ver-sammlungen“, ist wohl keine Lösung. Man er-laube zunächst die Frage: Wie betätigen sich diese besten Frauen? Jedenfalls wird diese Art von Betätigung weder das Parteileben noch diese besten Frauen besser machen. So bleibt noch die Mitarbeit von Frauen in Männerver-einen offenbar so, daß diese dadurch zu ver-mischten Vereinen werden. Nun ist es aber wohl kein Zufall, daß gerade diejenigen Frauen, welche in Frauvereinen kein Betä-tigungsfeld gefunden haben, auch in Männer-vereinen nicht Wurzel fassen konnten. Es ist ja klar, daß jene Eigenart der Frau, die wir mit L. W.s Worten schon zweimal angeführt ha-ben, in einem Männerverein noch we-niger auf ihre Rechnung kommen wird, wenn sie nach L. W.s Meinung in einem Verein überhaupt nicht zur Geltung kommen kann. Und ich habe gerade in der allerletzten Zeit zwei Beispiele dafür erlebt, wie schwer heute ein Zusammenarbeiten von jungen Männern und Frauen — um solche handelt es sich doch vor allem — in einem Verein zustande kommt.

Über die Resignation von L. W. hilft uns ebenso wenig wie die eben besprochenen fas-schen Auswege. Trotz dem berechtigten Jam-mern über die Vereine, müssen wir die Ver-eine haben, müssen wir sie auch für Frauen haben. Als ich vor fünf Jahren im Anschluß an die Besprechung der furchtbarsten Mißstän-de im Leben unserer jüdischen Mädchen (in meinen Mischkenaufrufen der „Selbstwehr“) die Begründung von jüdischen Mädchenver-einen forderte, da wußte ich, daß unsere Ver-eine dem Wesen der Frau widersprechen. Ge-rade deshalb rief ich zur Begründung von Frauvereinen auf. Da die Vereinstätigkeit, wie L. W. richtig sagt, viel eher die Sache des Mannes ist, werden sich Männer schwerlich bemühen fühlen, an die Stelle der Vereins-arbeit, deren Realität L. W. mit Recht sogar vielfach für eine „mythische Sage“ zu halten gekommen ist, etwas Besseres zu setzen. Ich hoffte damals, gerade die Mädchenvereine wür-den zuerst aus der weiblichen Eigenart her-aus an die Stelle der Vereinsarbeit, deren inneren Kern L. W. mit Recht in „der jachver-ständigen Leitung einer Debatte oder ähnlichen Erfordernissen eines verwendbaren Vereins-mitgliedes“ sieht, etwas Besseres setzen. Die

diesem großen Diebstahl gerettet hat.“ Da staunte dieser Herr und fragte: „Warum?“ Da sagte ihm der Chassid: „Weil ich das Ge-spräch seiner Diener angehört habe, die mittein-ander redeten, und einer sprach zum andern: „Bewahre nur das tödliche Gift gut, denn am Morgen soll es in sein Teeglas getan wer-den, und der Schatz wird unser sein, denn nie-mand in der Stadt weiß überhaupt von sei-nem Gewinn.“ Darum meine ich, wir sollen sofort gehen und dem Herrn das mitteilen, da-mit er nicht, Gott behüte, am Morgen von dem tödlichen Gift trinkt, und sicherlich wird er uns sehr reich machen.“ Als der Herr alles das hör-te, erschrak er sehr und sprach: „Geh in Frie-den nach Hause, nur deine Mütze gib mir.“ und er nahm seine Mütze. Und der Chassid ging in großer Freude nach Hause, weil er vor einem großen Diebstahl bewahrt worden war, und auch der Herr ging nach Hause und ver-mochte nicht zu schlafen, denn sein Herz schlug wie eine Glocke. Und als der Morgen däm-merte, sagte er seinen Dienern, sie sollten ihm den Tee geben, und sogleich gaben sie ihn ihm, denn er war schon vorher zubereitet. Als sie ihm das Glas vorsetzten, sprach er zu dem Die-ner: „Trink du!“ Und der Diener wollte durch-aus nicht trinken. Und der Herr begriff, daß die Worte des Chassid richtig waren, und er gab seinem Hund von dem Trank, und als ihm die Hälfte des Tranks ins Maul gekommen war, fiel er sogleich um und starb. Sofort hielt

ler ging in eigener Person viele Nächte aus und ergriff ihn nicht, weil er in dieser Zeit noch kärgliches Brot im Hause hatte und nicht den Dufaten stehlen ging, und erst als das Brot zu Ende war, ging er wieder nach seiner Ge-wohnheit, den Dufaten zu stehlen. Und der Herr pflegte Nacht für Nacht zwischen den Lä-den umherzugehen, und in dieser Nacht bewach-ten die Wächter offenen Auges jeden einzelnen Laden, und trotzdem öffnete er ein Geschäft, um den Dufaten zu stehlen, und die Wächter sahen nicht und hörten nicht. Aber der Herr sah es, als er den Laden öffnete und einen Du-faten aus der Lade nahm, und der Herr sagte ihm: „Du bist der Dufatendieb!“ Und der Herr war mit einfachen Gewändern bekleidet, damit man ihn nicht erkennen sollte, und sprach: „Ich gebe dich nicht frei und lasse dich nicht los, wir wollen zum Stadtherrn gehen und wollen se-hen, welches Urteil er dir fällen wird.“ Da stehle ihn der Chassid an, er solle ihn loslassen, denn es war ihm eine große Schande, denn er gehörte zu den Großen der Stadt, und er sprach zu ihm: „Ihr seht doch, Herr, daß ich Gott be-hüte kein Dieb bin, wie die anderen Diebe sind, denn siehe, ich nehme nur einen Dufaten allein aus dem Laden, obwohl es in meiner Macht steht, die ganze Ware herauszuholen, und ich stehle wahrhaftig überhaupt nur wegen mei-ner Not, und wenn Gott der Barmherzige es mir leichter macht, so will ich alle Dufaten samt und sonders bezahlen.“ Da sprach zu ihm der

Wirklichkeit hat mir bis heute Unrecht gegeben. Aber man wird zugeben müssen, daß in derlei Dingen fünf Jahre kein Gegenbeweis sind. Ich bin überzeugt, daß aus der persönlichen Notwendigkeit für die einzelne Frau Gebilde entstehen werden, denen man meinetwegen weiter den Namen Verein lassen mag, in denen aber das „tieferinnerliche Erfassen von Dingen und Menschen“ das heißt „die Unfähigkeit, vom rein Persönlichen zu abstrahieren“, der ganzen Arbeit den Stempel aufprägen werden. L. W. weiß mit Recht auf die ganz ausnahmsmäßige Tüchtigkeit und Gesundheit des jüdischen Turnvereins hin. Es ist aber eine große Täuschung, wenn man wie L. W. seinen Vorzug „in der festen Absicht“ sieht, „eine ganz bestimmte Arbeit wirklich durchzuführen.“ Nein, der jüdische Turnverein ist deshalb ein besserer Nährboden für jüdische Frauen und Mädchen als der Klub jüdischer Mädchen und Frauen, weil er nicht nur nicht vom rein Persönlichen abstrahiert, sondern von einem sehr elementaren persönlichen Bedürfnis ausgeht, nämlich dem, den eigenen Körper zu kräftigen und auszubilden. Daraus ergibt sich dann die „feste Absicht, eine ganz bestimmte Arbeit wirklich durchzuführen.“ Diese ganz bestimmte Arbeit hängt eben ganz anders mit den persönlichen Bedürfnissen des einzelnen Vereinsmitgliedes zusammen als etwa ein Vortrag über Buber, der übrigens sehr fruchtbar werden kann, wenn nicht er, sondern das persönliche Bedürfnis der Ausgangspunkt der Arbeit war. Daß der jüdische Turnverein fast der einzige Verein ist, von dem sich so Günstiges aussagen läßt, kommt daher, daß die Pflege und Ausbildung des Körpers bis jetzt das einzige elementare Bedürfnis des einzelnen war, welches wir in Angriff zu nehmen wagten. Daß es weitaus nicht das Brenndendste ist, beweist die Tatsache, daß gerade jene Frauen, von denen L. W. spricht, und die in den bestehenden Frauenvereinen keine Heimat fanden, auch dort nicht Wurzel faßten. In ihnen brennen Bedürfnisse, gegen die das Turnbedürfnis nicht gut aufkommen kann und — denen sie und wir nicht ins Antlitz zu blicken wagen. — Und dieses Brennen ist unser aller Hoffen.

Dr. Oskar Epstein.

der Herr Gericht über seine Diener, und noch am Morgen sandte er nach den Großen der Stadt und zeigte ihnen die Mäße und sprach zu ihnen: „Seht euch doch an, wenn diese Mäße gehört.“ Und sie sprachen: „Wir kennen den Besitzer der Mäße.“ Und er antwortete ihnen und sprach: „Das ist der Aufatendieb!“ Und sie antworteten alle aus einem Munde und sprachen: „Unser Herr und Gebieter, das ist nicht möglich, denn er ist ein ehrlicher und rechtlicher Mann und auch ein großer Weiser und einer von den Wlügen des Landes.“ Und er sprach zu ihnen: „Eilt und ruft mir diesen Mann, und er soll zu mir kommen.“ Und so gleich sandten sie nach ihm, und er kam mit zerbrochenem Herzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Erkennst du, wessen diese Mäße ist?“ Und er sprach: „Mein ist sie, Herr.“ Da sprach der Herr zu ihm: „Mein Freund, nach dem, was die Großen der Stadt von deinem Wesen sagten, ist es ganz wunderbar, daß du der Aufatendieb bist. Denn du bist ja von dem Wesen eines Diebes so fern wie nur möglich. Aber ist sehr sinnfällige, daß dies vom Himmel stammt, damit du mich vom bitteren Tod retten solltest.“ Und er erzählte die ganze Begebenheit und sprach: „Nach Recht und Billigkeit gehört es sich, daß das große Los dir allein gehören sollte, denn für mich ist es genug, daß du mich vom Tode gerettet hast, aber wenn du willst, wohlan, so wollen wir es zu gleichen Häften teilen.“ und er gab ihm die Hälfte des großen Schafes, und diese Hälfte war ungefähr eine Million Sterling, und danach bezahlte der Chasid in jedem Laden alle Dufaten, die er gestohlen hatte, zum Guten.

Aus der zionistischen Bewegung.

Zionistisches Distriktskomitee.

Oesterreichisch-jüdischer Opfertag.

Als Endtermin für den Abschluß der Sammlungen und Spenden ist der 20. Oktober 1918 bestimmt. Wir ersuchen daher alle unsere verehrten Komitees und Vertrauensmänner dringendst, die Sammlungen so rasch als möglich, spätestens aber bis zum 20. Oktober abzuschließen und die gesammelten Beträge samt spezifiziertem Spenden-Ausweis (Sammelbogen) unverzüglich an uns einzusenden. In Orten, wo bis jetzt noch keine Aktion für den Opfertag eingeleitet wurde, bitten wir sehr, dies noch jetzt, in letzter Stunde, durch Opfer- und arbeitswillige Personen zu veranlassen, und werden wir denselben auf Verlangen das erforderliche Agitations- und Sammelmaterial zur Verfügung stellen.

Rundschau.

Ausweisung der Flüchtlinge.

In der gestrigen Prager Stadtverordnetenversammlung stellte Stadtrat Landa den Antrag, die galizischen Flüchtlinge, die durch ihr Treiben — Kettenhandel, und Lebensmittelwucher — der Bevölkerung höchst gefährlich und schädlich seien, abzuschieben. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. — Ob die Fixierung des Begriffes Flüchtling juristisch einwandfrei ist? Man kann gegen Verbrecher, man kann gegen Wucherer, gegen Kettenhändler strafweise vorgehen, dann aber gegen die Einheimischen, die niemals aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden, nicht minder streng, als gegen etwaige Zugereiste, die unschuldig mit den schwersten Kriegseiden belastet wurden.

Auch eine Schuld unseres Religionsunterrichts.

Es ist bemerkenswert, daß in eben veröffentlichten Erinnerungen zweier bedeutender Männer aus der liberalen Ära, der jüdische — besser gesagt hebräische — Religionsunterricht in sehr dauerlicher Weise erwähnt wird. So erzählt Fritz Mauthner in seinen, bei Georg Müller, München, erschienenen „Prager Jugendjahren“, wie wenig er dem Hebräischunterrichte an tatsächlichen Kenntnissen verdanke. Als er bei seinen späteren sprachkritischen Studien auf hebräische Analogien gestoßen wurde, mußte er die primitivsten Grundregeln sich selbst erwerben. Im Anschluß daran schreibt Heinrich Teweles in seinen eigenen Erinnerungen über den genossenen Religionsunterricht:

„Weniger Respekt hatten wir vor dem alten Religionslehrer Jonas Spitz, der zweifellos ein sehr gelehrter Mann war und von dem wir eine Geographie des alten Palästina besaßen. Er fuhr oft mit seinem Stab über unsere Handknöchel, daß es schmerzte, aber wir verdienten es auch, denn wir „schwächten“ gar zu rücksichtslos. Der Unterricht im Hebräischen bestand darin, daß, nachdem wir überhaupt hebräisch lesen gelernt hatten, die Bibel vorgenommen und Wort für Wort überfetzt wurde, wie dies jetzt die Methode Toussaint-Langenscheidt macht. Einen Einblick in das Wesen der Sprache erhielten wir nicht und auch der achtjährige Gymnasialunterricht im Hebräischen blieb erfolglos, weil der Lehrplan nur ein Minimum von Grammatik vorsah und — wie auch Mauthner berichtet — der Religionslehrer sich über grammatikalische Fragen nur mit unsern aus Köln gebürtigen Kollegen unterhielt, die bereits mit stipendierten Kenntnissen in die Prima kamen.“

Daß beide Männer, von denen namentlich Mauthner sich immer mehr vom Judentum entfernte, mit Bedauern sich dessen erinnern, daß man ihnen in der Jugendzeit nicht den Weg zum Verständnis des Judentums und seiner Sprache gebahnt hat, zeigt deutlich, daß die Frage nach der Methode unseres Religionsunterrichts mit einer Lebensfrage des jüdischen

Volkes ist. Welche Schuld laden doch die verantwortlichen Stellen auf sich, welche die vor einem halben Jahrhundert schon schwer empfundenen Schäden auch heute noch nicht zu beheben beginnen! Könnte man nicht einen Mann wie Moses Rath beauftragen, seine ausgezeichnete Methode zur bequemen Erlernung der hebräischen Sprache dem Rahmen unseres Schulunterrichts anzupassen?

Erntennachrichten aus Judäa.

Es ist bereits berichtet worden, daß die jüdischen Kolonien in Judäa, darunter auch die Besitzungen des Nationalfonds, während der Kriegszeit Ereignisse des letzten Winters vielfach schweren Schäden gelitten haben. Ueber die jetzige Lage in Benjemen, Gulbah und Beer-Towiah wird dem Hauptbüro des Jüdischen Nationalfonds im Haag folgendes aus Jaffa gemeldet:

Von den Mandelpflanzungen in Benjemen sind zweihundert Dunam derart beschädigt worden, daß ihre Pflege nicht mehr in Betracht kommt. Geringer hat das Getreide trotz allem sich schon erholt. Die ganze Fläche konnte wieder hergerichtet werden, bis auf 300 Dunam, die für dieses Jahr verloren sind. Das Wintergetreide ist vollständig heringebracht und befindet sich jetzt im Drusch. 300 Dunam, auf denen Mais angebaut war, hatten eine ausgezeichnete Ernte.

Die Geflügelzucht mußte unterbrochen werden; es verblieb nur ein kleiner Bestand zur Aufrechterhaltung des Stammes. Auch die Molkerei hat stark gelitten, und es wird ein Jahr erforderlich sein, bis sie auf den früheren Stand gebracht ist. Sehr gut geraten sind die Gemüsepflanzungen.

Die Pflanzungen in Gulbah sind glücklicherweise von den Verheerungen des Krieges verschont geblieben. Nur 200 vor dem Kriege bepflanzte Dunam blieben unbearbeitet. Die Pflanzungen im allgemeinen entwickeln sich sehr gut und werden nunmehr fleißig gepflegt. Die Bienenzucht wird in diesem Jahre ein besonders gutes Ertragnis liefern. Der Futter- und Gemüsebau ist vorzüglich geblieben, und es ist nunmehr auch die Grundlage für eine Molkerei in Gulbah geschaffen worden, wozu aus Benjemen eine Anzahl Kühe überführt wurden.

Für die Arbeitergenossenschaft in Beer-Towiah ist das Jahr segensreich geworden. Dank der guten Ernte und den jetzigen Getreidepreisen dürfte für die Genossenschaft ein Reingewinn resultieren. Die Eukalyptuspflanzung entwickelt sich sehr schön und ist trotz den früher gehegten Befürchtungen sehr gelungen. Die Genossenschaft geht nunmehr daran, mit Hilfe moderner Geräte den ganzen Boden zu bearbeiten und hofft, ihren dauernden Bestand in diesem Jahre zu sichern.

Für ein Sanatorium in Palästina.

In Rußland stellte eine Persönlichkeit, die ungerannt bleiben will, dem Palästina-Resort eine Summe von 500.000 bis 1 Million Rubel zwecks Errichtung eines Sanatoriums in Palästina in Aussicht.

Jüdisches Pädagogium in Wien.

Um möglichst viel jungen Leuten die Teilnahme am Pädagogium zu ermöglichen, hat die Studiengruppe für jüdische Erziehung beschlossen, Stipendien in der Höhe von K 100.— bis 200.— monatlich unter ihr geeignet erscheinende Hörer bzw. Hörerinnen zu verteilen. Es kommen zunächst diejenigen in Betracht, die bereits in Berufen stehen und auf ihren Verdiensten angewiesen sind, so daß sie außerstande sind, zwei Jahre lang sich ausschließlich dem Studium zu widmen. Für 20 Mädchen ist Verpflegung und Quartier um K 100.— monatlich in einem Heim bereits gesichert. Weiters sind wir in der Lage, den Hörern des Pädagogiums einen wohlschmeckenden und ausreichenden Mittagstisch zum Ausnahmepreis von K 1.50 zur Verfügung zu